

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 20 (1926)
Heft: 1

Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Arbeitsprogramme wie sie die Zürcher Arbeitsgemeinschaft „Arbeit und Bildung“ in vorbildlicher Weise aufgestellt und durchgeführt hat, wo Wohnungs- und Berufsfragen, Probleme des ehelichen und sonstigen familiären Zusammenlebens besprochen wurden, schweben auch uns vor, ohne dass wir uns bis jetzt an sie herangewagt hätten. Die Ursache mag wohl darin liegen, dass in unserem Kreise aus äusseren und innern Gründen niemand mit dieser völligen Aufopferung dem Werke dienen und sich hingeben kann, wie es die Leiter der genannten Arbeitsgemeinschaft tun.

So liegen kleine und grosse Aufgaben vor uns. Sind wir imstande, sie durchzuführen, so gering an Zahl und Kraft wie unsere kleine Schar ist? Wieder erhebt sich in mir, und ich weiss, in uns allen, diese kleinmütige Frage. Und wie mir zum Trost stosse ich in meiner Lektüre (Saint Magloire von Roland Dorgelès) auf folgendes Wort, das ich zum Trost auch für andere in aller Demut hinzusetzen wage: „Ayez confiance, le temps viendra. Qu'importe si je n'ai pas été compris, si on me chasse: ma parole restera dans le cœur de quelques-uns, et onze disciples ont suffi à vaincre le monde.“

Marie Lanz.

Rundschau

Der antimilitaristische Kampf.¹⁾ 1. Ein Waffengang in Glarus. Wie ein Feuer, das bald da, bald dort auflodert, scheinbar erlischt und verstärkt wieder aufflammt, geht der antimilitaristische Krieg durch unser Land. Nach dem Kampf der St. Galler gegen ihr Schützenfest kommt Glarus an die Reihe. Dort hat während des Oktobers in einer Reihe von Nummern der „Glarner Nachrichten“ eine äusserst interessante Auseinandersetzung stattgefunden, in der im wesentlichen Pfarrer, Lehrer und Arbeiter gegen Obersten und Anhang standen. Auf einen tapferen Artikel des Pfarrers Trüb in Ennenda, der in der „Neuen Glarner Zeitung“ die völlige Abrüstung der Schweiz gefordert hatte, erschien eine Antwort des Obersten Jenni, dem Pfarrer Trüb erwiderte, dann eine Reihe von Äusserungen für und gegen, darunter solche der Pfarrer Bollinger und Kobe im Sinn des Antimilitarismus. Ich bin ja in dieser Sache Partei, aber ich glaube doch, dass kein unbefangener Leser dem Eindruck entgehen kann, wie hoch, intellektuell und moralisch betrachtet, die Argumente der Antimilitaristen über denen der Militaristen stehen, die in ihrer Not bald zu Nietzsche, bald zu den ihnen von gewissen Theologen und übel beratenen Halbtheologen gelieferten Argumenten greifen und sich an das Märlein von unsern Bergen als dem Bollwerk unserer Sicherheit halten, wozu sich all die überlebte Kriegsphraseologie älterer Tage gesellt. Am schönsten ist der Spruch eines „Glarnerbürgers“:

„Uns freut nur Eines, und zwar tief im Herzen, dass unter den Pfarrern, die unser geliebtes Vaterland wehrlos machen wollen und welche die diesbezügliche Erklärung [s. u.] unterzeichnet haben, sich nicht ein einziger Glarnerbürger befindet. Das Glarnervolk lässt sich nicht durch schöne Phrasen verblenden.“

Ist das nicht grossartig, dieser Eidgenosse, Bürger des Grosstaates Glarus, der die Pfarrer, die aus andern Gegenden der Schweiz stammen, sozusagen für „fremde Fötzel“ hält! Wer denkt da nicht an das berühmte Spottwort:

¹⁾ Dieser ganze Artikel musste leider das letzte Mal aus Mangel an Raum zurückgestellt werden.

„Freunde, Ausländer sind es zuallermeist,
Die unter uns gesät den Samen der Rebellion,
Dergleichen Sünder
Sind gottlob selten Landeskinder.“

Die von dem „Glarnerbürger“ erwähnte Erklärung der fünf wackeren „ausländischen“ Glarner Pfarrer lautet:

„Zur Abrüstungsfrage. Nachdem in unserer Presse die Abrüstungsfrage durch Pfarrer Trüb zur Diskussion gebracht worden ist, und schon etliche Stimmen dafür und dagegen zum Wort gekommen sind, nehmen die Unterzeichneten die Gelegenheit wahr, ihre volle Uebereinstimmung in dieser Angelegenheit mit ihrem Kollegen kund zu geben.

Es ist ja von vornherein klar, dass eine solche Stellungnahme auf Widerstand stossen muss und da und dort Aergernis bereiten wird; aber es ist nicht so, dass wir nur Aufsehen erregen wollen. Wir wissen uns gebunden ans Evangelium, dessen Forderungen schon immer im Gegensatz zum herrschenden Zeitgeist gestanden haben.

Es ist noch nie in der Geschichte der absolute Wille zur Verhütung eines neuen Krieges so übereinstimmend in der ganzen Welt ausgesprochen und demgemäss die Forderung der Abrüstung mit solcher Bestimmtheit gestellt worden, wie in der heutigen Zeit. — Wir stehen inmitten eines Erwachens in vielen Völkern. Ob dieses Erwachen alle Kreise erfasst und sie nötigt, mit der Abrüstung Ernst zu machen, davon wird abhängen, ob uns eine friedliche Entwicklung oder der allgemeine Untergang bevorsteht. Wir sind nämlich davon überzeugt, dass wir trotz allen Friedensverträgen einem neuen Krieg entgegengehen, der mit der allgemeinen Vernichtung endet, wenn sich die Völker in ihren Rüstungen nicht zurückrufen lassen. — Der Ruf ergeht an alle Völker, nicht zuletzt an unsere Schweiz. — Es ist an der Zeit, dass endlich die, nach den Nachwehen des Weltkrieges, bei uns wieder zur Tradition gewordene Militärbegeisterung mit ihrer Naivität und Kurzsichtigkeit gebrochen wird.

G. Bollinger, Pfr.; H. Bruppacher, Pfr.; E. Hurter, Pfr.;
W. Kobe, Pfr.; C. Lendi, Pfr.“

An diesem Kampfe scheint mir Zweierlei besonders bemerkenswert. Einmal, dass Pfarrer als Vorkämpfer des Antimilitarismus auftreten. Das ist jedenfalls für Glarus ein Novum gewesen, und die dadurch erzeugte Aufregung beweist, was diese Tatsache bedeutet — überall bedeuten würde. Sodann ist doch auch höchst erfreulich und ein Zeichen, dass eine bürgerliche Zeitung eine ganze Reihe von antimilitaristischen Einsendungen ungeschmälert und ohne redaktionelle Abschwächung aufnimmt. Ebenso bezeichnend ist die schon erwähnte, ganz offenkundige geistige Ueberlegenheit der Antimilitaristen, die auf der Ueberlegenheit ihrer Sache beruht.

Solche Kämpfe sind von höchstem Wert. Mag der sofortige Erfolg auch wenig sichtbar sein, so sind sie doch eine starke Aufrüttelung der Gewissen. Und es ist eine Bresche in den Wall des militärischen Denkens gelegt, die immer grösser werden wird.

2. Neue Dienstverweigerungen. Ein weiteres Zeichen von einer Wendung der Dinge ist die Vermehrung der Dienstverweigerungen in der letzten Zeit. Sie folgen sich in allen Teilen des Landes Schlag auf Schlag. Und wenn nicht alles trügt, werden sie immer zahlreicher werden. Besonders Aufsehen hat der Fall des Oberleutnants der Artillerie, Heinrich Schiller, gemacht, der von dem Kriegsgericht in St. Gallen behandelt wurde. Die Zeitungen haben darüber ausführliche Berichte gebracht. Schiller, von Beruf Ingenieur, der während des Krieges mit Auszeichnung seinen Grenzdienst tat, kam in Amerika zu einer starken, religiös begründeten antimilitaristischen

Ueberzeugung. Er muss sich vor Gericht wundervoll ruhig, klar und überlegen gehalten und damit grossen Eindruck gemacht haben. Dieser Eindruck wird natürlich durch die Tatsache verstärkt, dass er der Sohn des bekannten und angesehenen Leiters des grossen Irrenhauses in Wil (St. Gallen) ist. Sogar bürgerliche Blätter befürworten im Angesicht dieses Falles den Zivildienst.

Nicht weniger bedeutsam ist die Tatsache, dass unser Freund Dr. Bernhard Lang in Langenthal von neuem vor dem Kriegsgericht in Bern gestanden und zu einem Monat Gefängnis verurteilt worden ist. Einen Monat lang muss also Dr. Lang wieder über die Logik unseres Staates nachdenken, der an seinen medizinischen Fakultäten den angehenden Aerzten das Pathos der Rettung des Lebens einflössen lässt, um dann einen Arzt einen Monat lang von seinen Kranken abzuhalten, nur weil er das „Du sollst nicht töten“ ernst nimmt. Möge unsern Freund innerhalb der Gefängnismauern das Bewusstsein trösten, durch sein Verhalten und Leiden nicht bloss der gewaltigen Sache des Kampfes gegen den Krieg und die ganze Welt, die dazu gehört, zu dienen, sondern auch das tiefste und heiligste Interesse seines Berufes zu wahren.

Die Zentralstelle für Friedensarbeit hat an die Herren Lang und Schiller, wie an eine Anzahl anderer Dienstverweigerer jene Zuschrift gerichtet, die man im letzten Hefte gefunden:

3. Endlich sei noch erwähnt, dass sich bei Anlass des diesjährigen „Predigerfestes“ in Schaffhausen eine „Vereinigung antimilitaristischer Pfarrer“ gebildet hat. Die Zeitungen haben die Notiz gebracht, dass ihr schon 70 Mitglieder beigetreten seien. Das hat bezeichnender Weise grosse Erregung erzeugt. Wir werden über diese Sache Genaueres berichten, so bald sie bestimmtere Formen angenommen hat. Ob jene Zahl zutrifft, bleibe vorläufig dahingestellt. Wir vernehmen, die Initianten erwarteten eine noch viel grössere. Mögen sie recht bekommen!

Die Militärdebatte in unserer Bundesversammlung. Ueber die Militärdebatte, welche die Dezembersession unserer eidgenössischen Räte beherrschte, ist so viel geredet und geschrieben worden, dass uns, post festum, nicht sehr viel zu sagen mehr übrig bleibt. Indess sind einige Bemerkungen darüber doch noch angebracht.

Die Debatte erstreckte sich sowohl über das Militärbudget als über das projektierte neue Militärstrafgesetz. In diesem haben unsere Militaristen die Unverschämtheit gehabt, eine Bestimmung vorzuschlagen, wonach „Beschimpfung“ der militärischen Fahne mit Gefängnis bestraft werden könne. Als Beschimpfung würden gewisse Leute es selbstverständlich auffassen, wenn man vor der Fahne nicht das Haupt entblösste, so dass wir dann glücklich zum Gesslerhut zurückgekehrt wären. Dieser moderne Fetischdienst ist besonders durch Charles Naine treffend charakterisiert worden. Fetischdienst ist in jeder Beziehung das rechte Wort dafür. Es ist freilich anzunehmen, dass diese und andere Bestimmungen in aller Stille fallen gelassen werden, nachdem sich in der Debatte über das Militärbudget die Wendung in der Stimmung des Volkes deutlich kund getan hat.

Dass eine Wendung eingetreten ist, bestreitet niemand. Man bedenke bloss den Unterschied zwischen der Art, wie man noch vor kurzem die Zivildienstpetition abgetan hat, mit der diesmaligen Lage. Damals redete man noch vom hohen Ross herab, mit einer überlegenen Ruhe oder doch wenigstens mit dem Schein einer solchen, jetzt sieht man sich in die Rolle des Verteidigers gedrängt, wird nervös, droht gar mit Demission. Wie gross der Umschwung ist, beweisen Worte wie: „Der Bundesrat besitzt das Vertrauen des Volkes nicht mehr“ oder: „Die Militärfeindschaft nimmt im Volke erschreckend zu,“ von bürgerlicher, ja konservativer Seite dem Bundesrat gesagt.

Wenn sogar diese wohlgezüchteten, im Grunde ebenso militär- wie regierungsfrommen Kreise aus Rücksicht auf die Stimmung ihrer Wähler genötigt sind, so zu sprechen und wenigstens für den Schein Anträge auf eine Herabsetzung des Militärbudgets zu stellen, wie stark muss dann der Antimilitarismus im Volke selbst angewachsen sein! Davon hat man ja tatsächlich auch sonst Zeichen genug, die sich unaufhörlich mehren.

Fragt man, woher diese fast überraschende Wendung kommt, so kann man wohl im allgemeinen sagen, dass sie die Frucht all der Arbeit und all des Kampfes dieser Jahre sei. Im besonderen scheint die Tatsache des Gaskrieges auf unser Volk einen sehr starken Eindruck gemacht zu haben. Vielen leuchtet ein, dass unsere Armee der Aufgabe, die ihr im Ernstfall gestellt würde, einfach nicht gewachsen wäre und dass wir das viele Geld dafür umsonst ausgeben. Unser Volk, das für Ideen bekanntlich wenig empfänglich ist, ist es dafür desto mehr für praktische Erwägungen und dazu für Handgreiflichkeiten wie der drohende Gaskrieg eine ist. Kein Wunder, dass man mit aller Macht versucht, diese so äusserst unbequeme Tatsache des Gaskrieges abzuschwächen. Wir Andern aber haben allen Grund, sie immer aufs neue geltend und allmählig allem Volk bekannt zu machen. Zu diesem Eindruck gesellt sich der von Locarno, der nun trotz der bundesrätlichen Kühle auffallend gross ist. Auch fangen immer mehr Schweizer an zu fragen, ob denn die Schiedsgerichtsverträge, die wir mit allen Nachbarn abgeschlossen, blosser Humbug seien, und der Gedanke, dass wir uns mit unseren stets wachsenden Rüstungen vor dem Völkerbund schämen müssten, dringt ebenfalls nach und nach durch. Das alles und noch anderes, Tieferes, Innerliches, erklärt den nun offenbaren Umschwung.

Wenn man nun freilich auf das vorläufige Ergebnis dieser langen Aussprache in der Bundesversammlung sieht, so möchte auf den ersten Blick scheinen, es sei dabei nicht allzuviel herausgekommen. Was bedeutet eine Million Abstrich bei einem Budget von 88 Millionen, das in Wirklichkeit sogar noch bedeutend grösser ist, weil allerlei Arten von Ausgaben für das Militär nach Möglichkeit in andern Rubriken untergebracht werden? Aber es schiene mir falsch, wenn man die Frucht der Debatte in diesem Lichte betrachtete. Man muss bedenken, dass es sich in Wirklichkeit nicht bloss um diese gerettete Million handelt. Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, dass unsere Militaristen Pläne hegten, die weit über die 88 Millionen hinausgingen. Ohne Zweifel wollten sie wenigstens den Schein erzeugen, dass wir auch dem Giftgaskrieg gewachsen seien, wollten das Flugwesen mehren, Giftgasmasken für das Militär und vielleicht sogar die Zivilbevölkerung herstellen lassen. Auch an Tanks und ähnliche Dinge haben sie wohl gedacht. Das alles werden sie nun fallen lassen oder zum mindestens verschieben müssen.

Das ist aber von grosser Tragweite. Denn dann ist zugegeben, dass unsere Armee für den Zweck, dem sie dienen sollte, nicht mehr taugt. Das aber bedeutet ihre Abschaffung in nicht zu ferner Zeit. Denn auf die Länge wird das Schweizervolk diesen Sachverhalt noch viel deutlicher durchschauen als bisher und sich den teuren Luxus eines solchen Spielzeuges für Liebhaber des „ernsten Waffenspiels“ nicht mehr leisten wollen.

Das scheint mir die wahre Bedeutung des Ergebnisses dieser Debatte zu sein. Wenn mein Gesichtspunkt richtig ist, dann ist jene sehr gross.

Dabei ist festzustellen, dass die Aussprache selbst im Ganzen nicht ein allzugrosses moralisches und intellektuelles Kaliber aufwies. Recht heuchlerisch nahm sich auf der bundesrätlichen Seite die Emphase der Behauptung aus, man fühle sich verpflichtet, das Gesetz und die Verfassung auszuführen, die nun einmal die Aushebung aller diensttauglichen Bürger und dazu die entsprechende Ausrüstung verlangten. Abgesehen von der Schwäche dieses Argumentes an

sich (als ob das Gesetz vorschriebe, wie streng man es mit den Anforderungen nehmen solle!), ist zu bedenken, dass das der gleiche Bundesrat sagt, der ein Jahrzehnt hindurch und länger auf Gesetz und Verfassung gepiffen hat, wenn sie ihm nicht passten. Auch die Charakterlosigkeit der katholisch-konservativen Fraktion, die ihren eigenen Antrag aufgab, als es ernst zu werden schien, ist genügend hervorgehoben worden. Viel bedenklicher aber ist die Haltung der Sozialdemokratie. Dass diese auf einmal ihre grundsätzliche Bestreitung der Armee aufgab und mehr oder weniger offen zugestand, dass man nicht sofort völlig abrüsten könne, hat ihrem Kampf das Rückgrat gebrochen. Das heisst: wenn der Abfall vom Sozialismus zum Bolschewismus oder Halbbolschewismus, also einem sozialistischen Militarismus und Gewaltglauben, den sie einst in einem Teil ihrer Leiter vollzogen und in dem sie zum Teil immer noch steckt, es nicht schon vorher getan hätte! Man kann eben nicht zweien Herren dienen, und alle Schuld rächt sich auf Erden. Die zum Schluss auftauchende sozialdemokratische Motion auf völlige Abrüstung sollte wohl diesen Mangel gut machen. Ob ihr das aber gelungen ist?

Diese Haltung der sozialdemokratischen Fraktion (die übrigens gewiss von einem Teil ihrer Mitglieder missbilligt worden ist) lässt sich zum Teil wohl auch noch auf ein anderes Moment zurückführen, das in dieser Sache eine sehr merkwürdige Rolle gespielt hat; es heisst: Mussolini. Was wir im letzten Heft der „Neuen Wege“ über Mussolini als Faktor des Kriegs- und Friedensproblems geschrieben, und zwar vor jener Debatte, hat sich völlig bestätigt. Unsere Militaristen, aufs äusserste in die Enge getrieben, operieren nun mit dem Mussolinischreck. Bundesrat Scheurer hat scheinbar versteckt, im Grunde aber offen genug, auf jenen Krieg zwischen Frankreich und Italien angespielt, mit dem sich nun die Phantasie vieler beschäftigt. Er hat damit Erfolg gehabt. Man kann beobachten, dass auch gewisse sozialistische Politiker infolge dieses bundesrätlichen Manövers von dem hohen, wenn auch sehr dünnbeinigen weltpolitischen Rosse, auf dem sie sonst sitzen und von dem aus sie Völkerbund, Locarno, Pazifismus und Ähnliches geringschätzig behandeln, plötzlich herabgepurzelt sind.

In Wirklichkeit ist auch dieses Argument unserer Militaristen schwach genug. Gewiss, man muss Mussolini scharf im Auge behalten, muss ihm zeigen, wie aussichtslos das Spiel ist, das er allfällig spielen möchte. Aber man darf sich nicht durch ihn ins Bockshorn jagen lassen. J. B. Rusch hat in einem ausgezeichneten Artikel gezeigt, dass der Krieg zwischen Frankreich und Italien, wenn er käme, entweder sich bloss auf diese zwei Völker beschränkte und uns dann militärisch nicht berührte, oder dass Deutschland daran teilnähme (was sehr unwahrscheinlich ist), wobei wir auf alle Fälle verloren wären — falls dieses nämlich durch die Schweiz vordringen wollte. Wozu noch zu sagen wäre, dass ein solcher Krieg ohnehin Europas Untergang bedeutete und es nur Ein Mittel dagegen gibt: Antimilitarismus bis zum Äussersten, innere und äussere Abrüstung und Absage an den Krieg. Uebrigens: gibt es denn keinen Völkerbund? Sollte er gegenwärtig einem Mussolini nicht gewachsen sein?

Aber es ist an diesem bundesrätlichen Manöver nicht bloss die Schwäche der Argumentation zu tadeln, sondern seine ganze Qualität überhaupt. Bedenkt man eigentlich, was es heisst, wenn im schweizerischen Parlament offen genug einem Nachbarn Angriffsabsichten zugeschrieben werden? Darauf kommt es ja schliesslich hinaus; denn jedes Kind weiss, dass, wenn es zu einem Krieg zwischen Frankreich und Italien käme, Mussolini der Angreifer wäre. Ist ein solches Vorgehen des Bundesrates nicht unerhört? Ist ein solches Spielen mit dem Feuer nicht fast etwas wie internationale Brandstiftung? Zu solchen unverantwortlichen Praktiken greift man, bloss um mit allen Mitteln die Armee zu retten, die für diese Leute Selbstzweck, ja höchster Zweck der Schweiz geworden ist.

Im übrigen, wenn man doch redet, dann ganz offen. Was weiss man von dieser Sache im Bundesrat? Heraus damit an die volle Öffentlichkeit! Wenn das Schweizervolk allfällig Gut und Blut, ja die Existenz einsetzen soll, so darf es verlangen, zu wissen warum. Heraus damit, sonst nehmen wir an, es sei bloss Finte.

Die Zensur im Welschland.

1. Seit mehreren Jahren finden im Herbst die von Hrn. Pfr. Byse gegründeten sogen. „Apologetischen christlichen Konferenzen“ in Lausanne statt. Aktuelle Fragen des christlichen Lebens und Denkens werden dabei nach einem einleitenden Referat öffentlich diskutiert, und bis jetzt hat das waadtländische Unterrichtsdepartement immer ein Auditorium der Universität für diese Konferenzen zur Verfügung gestellt. Erst dieses Jahr wurde eine Ausnahme gemacht, als es den Behörden bekannt wurde, dass das Referat über „Jesus und der Krieg“ von Pierre Ceresole gehalten werden sollte.

Das Organisationskomitee der Konferenzen erhielt folgenden Brief:

Lausanne, den 30. Oktober 1925.

Unterrichts- und Kultusdepartement.

Der Abteilungschef des höheren Unterrichtes und des Kultus richtet seinen ehrerbietigen Gruss an [die Organisation der Konferenz] und teilt ihnen mit, dass, nachdem er auf den Titel des Vortrages des Herrn P. C. aufmerksam gemacht wurde, dessen Titel (sic) „Jesus und der Krieg“ lautet, und, indem er einen solchen Vortrag in einem offiziellen Gebäude für unzulässig hält, falls der Vortragende sein Thema in einem antimilitaristischen Geiste behandelt — der Unterzeichnete sich gezwungen sehen würde, die Benützung des Auditoriums für den Dienstag, 10. November, abzulehnen, wenn er sich nicht vorher durch Prüfung des Textes des Vortrages vergewissern könnte, dass es keinen Angriff gegen unsere Armee und gegen die Idee, die sich unser Volk und die schweizerische Regierung davon machen, geben wird.

Sofortige Antwort erbeten.

(Unterschrift)

N. Chabloz-Comte.

Das Komitee antwortete, dass es nicht wisse, ob P. C. bereit wäre, ein Manuskript vorzulegen. Für den Fall, dass es geschehen würde, bat es auch nebenbei um die Erlaubnis, die Aula statt des gewöhnlichen kleineren Auditoriums zu benützen. Gleichzeitig deutete es auf die Möglichkeit hin, falls P. C. das Referat nicht halten würde, den Herrn Ch., Professor der Theologie, zu bitten, dasselbe zu übernehmen. (P. C. hätte dann eventuell an der Diskussion teilnehmen können.) Daraufhin erhielt es folgenden zweiten Brief:

Lausanne, den 2. November 1925.

Der Abteilungschef usw. teilt Ihnen mit, dass die Aula des Palais de Rumine weder für das Referat noch für die öffentliche Diskussion über ein so heikles Thema benützt werden darf. Passen Sie auf! Sie ändern den Standpunkt, an den Herr Byse das Departement, das ihm vertraute, gewöhnt hatte.

Das Departement erwartet das Manuskript des Herrn C. Wenn die Prüfung, welcher es unterzogen wird, günstig ausfällt und Herr C. sich verpflichtet, sich an seinen Text zu halten, so wird er sprechen dürfen. Falls er, nach Abgabe des Versprechens, sich an den geprüften Text zu halten, sich hinreissen liesse, einen Standpunkt zu vertreten, den wir verurteilen, so würde die Aula und auch die Auditorien den Konferenzen endgültig verschlossen werden. Der Unterzeichnete legt grossen Wert darauf, dass die Organisation der apologetischen Konferenzen sehr genau festgelegt sei.

Endlich ist es mehr als selbstverständlich [Das Unterrichtsdepartement schreibt kühn: „Il va plus que sans dire . . .“], dass Herr Prof. Ch. unser

vollkommenes Vertrauen besitzt und in der Aula das gleiche Thema, wie Herr Ceresole behandeln könnte. Das Departement wäre vollständig beruhigt. Es wäre die beste Lösung.

(Unterschrift)

N. Chabloz-Comte.

Leider hat keiner der beiden Theologieprofessoren Ch. der Universität Lausanne, die beide begrüsst wurden, den Vorschlag des Komitees annehmen können und, als der Vortrag von Ceresole und die Diskussion schliesslich in der Maison du peuple stattfanden, benutzte keiner von ihnen diese Gelegenheit, um die Staatswahrheit und die „Idee von Volk und Regierung“ über „Christus und den Krieg“ mit andern Waffen als mit der Verweigerung eines offiziellen Lokales zu verteidigen.

P. C.

2. Im Dezember hat sich in Genf eine weitere Skandalgeschichte abgespielt, die dieser Stadt zu besonderer Schande gereicht. Ich meine die sogen. *Affaire Oltramare*. Der Chef des Erziehungswesens, der diesen Namen trägt, Sprössling eines alten Genfer Geschlechtes, Sozialist, richtete zu der jährlichen Feier der Escalade, die bekanntlich jenem von den Genfern abgewiesenen Versuch des Herzogs von Savoyen gilt, sich der Stadt zu bemächtigen (1602, warum solche Geschichten jedes Jahr wieder aufwärmen, lebe man etwas mehr der Gegenwart und Zukunft), an die Lehrerschaft die Aufforderung, diesen Anlass wie immer zu feiern, jedoch weniger die militärischen Ereignisse hervorzuheben, als den gesellschaftlichen Zustand Genfs im 17. Jahrhundert und zwar patriotische Lieder singen zu lassen, jedoch unter Vermeidung der kriegerischen. Darob grosse Entrüstung in der „Hauptstadt des Völkerbundes“, als ob das eigentliche Heiligtum der Genfer Geschichte angegriffen worden wäre. Protesterklärung geschwellter Bürgerbrüste, die ein Herold in Waffen öffentlich vorliest. 500 Schüler des Collège (Gymnasiums) ziehen vor das Rathaus, wo Verhandlungen stattfinden und singen dort das alte Escaladelied: *Ce qu'est le n'haut*, eine Stelle zur Verhöhnung ihres obersten Vorgesetzten umwandelnd. Es sind die Patriziersöhne, die die berühmte „humane Bildung“ empfangen. Darob grosse Freude der Stützen der Ordnung; in diesem Falle, wo es einem Sozialisten gilt, haben sie die „Ordnung und Disziplin“ vergessen. Feier in St. Pierre. Der Gott, den Calvin dort verkündet hat, ist natürlich vor allem ein „*maître des batailles*“, ein Gott der Schlachten! Mit hoher Genugtuung wird erwähnt (*Journal de Genève*, 12. Dez.), dass in jenem Escaladelied „eine gewisse kriegerische Haltung nicht fehle.“ Man führt Schulkinder in das Museum für Kunst und Geschichte, wo sie, wie man wieder mit hoher Befriedigung betont, „mit grossem Interesse Rüstungen, Helme, Schwerter und alle Arten von Kriegsmaschinen sehen konnten.“ Das ist offenbar für die Kinder der Völkerbundskapitale die Hauptsache! Und offenbar der tiefste Sinn der Genfer Reformation!

Nachdem die Feier in St. Pierre vorüber war, folgte der zweite Akt. „Auf der Ebene von Plainpalais, heisst es im Bericht unmittelbar nachher, haben die zahlreichen Stätten des Vergnügens, die sich dort finden, gute Einnahmen gehabt. Verzeichnen wir einige Neuigkeiten. Am meisten scheinen gezogen zu haben die „Auto-Matches“, „*The Wip Americain*“, die „höllischen Carussel“, „von Nizza nach Monaco“ u. s. f.“

Nochmals fragen wir: sollten jene Genfer, die einst das Werk Calvins verteidigten und dafür zum Teil mit ihrem Leben zahlten, ein solches Genf im Auge gehabt haben? Wäre nicht schon längst die Beseitigung der Bordelle, die für Calvin ein unerträglicher Greuel gewesen wären, ein würdigerer Gegenstand altgenferischen Eifers gewesen?

Die Sache hat dann noch ein Nachspiel gehabt. Im grossen Rat konnte Oltramare in einer würdigen und schlagenden Rede zeigen, dass sein Erlass an die Lehrer nichts enthalte, als die Beschlüsse und Forderungen dutzender

von pädagogischen Kongressen, die zum grossen Teil in Genf abgehalten und von den bürgerlichen Zeitungen gefeiert wurden. Er erledigte die Demonstrationen der aufgehetzten Schüler mit dem treffenden Wort: „Warum einen Schuljungen (gosse) verdammen, weil er denkt wie sein Papa? Weniger Nachsicht empfinde ich, offengestanden, für die Papas, die denken wie Schuljungen.“

Wir andern Schweizer aber hoffen und verlangen, dass in der Stadt, die als Sitz des Völkerbundes ein Heiligtum der Schweiz zu hüten hat, nicht länger ein Geist sich spreizen dürfe, der es zu einer Lächerlichkeit machte, wenn gerade diese Stadt der Zentralsitz der Friedensorganisation der Welt ist. Sonst könnte es eines Tages doch dazu kommen, dass man diese Ehre einem ihrer würdigeren Orte anböte. Genf muss bedenken: noblesse oblige.

Nachtrag: An Stelle der Erfüllung dieses Wunsches kommt die Kunde, dass man in Genf Lausanne nachgemacht und von Ceresole, der in der Salle de la Réformation einen Vortrag halten sollte, verlangte, er müsse diesen vorher zur Prüfung einsenden, sonst werde die Erlaubnis nicht erteilt. Heisst der Saal vielleicht jetzt: Salle de la Réaction?

Die wichtigen Konferenzen des Jahres — pro memoria! Das Jahr 1926 soll uns einige Konferenzen von äusserster Wichtigkeit für die Zukunft der Erdenwelt bringen. Da ist die internationale Wirtschaftskonferenz, deren Bedeutung wir mehrfach hervorgehoben haben, da ist vor allem die Abrüstungskonferenz mit ihrer Vorbereitungskonferenz, die schon auf den Februar angesetzt ist.

Wie wichtig besonders die Abrüstungskonferenzen sein werden, braucht nicht weiter gezeigt zu werden. Wohl aber muss darauf hingewiesen werden, dass die öffentliche Meinung der Welt, besser: alle die Kräfte, deren Ziel die Besiegung des Krieges und die neue Ordnung des Völkerlebens ist, die sie voraussetzt, alles daran wenden müssen, dass ihr ganzer Ernst den Teilnehmern und aller Welt bewusst werde. Wir wissen ja, wie schwer es gehen wird, wie gross die Widerstände sind, wie viel Heuchelei, Intrige, Spiel der Machtinteressen die gute Sache zu verderben droht. Desto notwendiger ist es, dass die andern Mächte sich regen, dass sie die Bewegung auf die Abrüstung hin nicht zur Ruhe kommen lassen, dass sich das Gewicht der kriegsgegnerischen Weltmeinung auf diese Konferenzen lege, um ihnen die nötige Schwere zu verleihen. Möchte diese Mahnung die Ohren mancher erreichen, die in diesen Dingen etwas bedeuten. Und in einem tieferen Sinne hängt es ja für jeden von uns nur von uns selber ab, ob wir dafür etwas bedeuten oder nicht.

Genfs Schande. Genf, die geehrteste der Schweizerstädte, trägt zugleich den Makel der grössten Schande. Nachdem endlich eine radikale, d. h. stark sozialistisch beeinflusste Regierung die Schliessung der öffentlichen Häuser, die seit langem nur noch in Genf offiziell geduldet waren, auf Ende Oktober verfügt hatte, ist es gelungen, eine Initiative für ihre Beibehaltung zu stande zu bringen. Dass diese in der Volksabstimmung verworfen wird, darf man wohl als sicher annehmen, aber es ist furchtbar traurig, dass in der Stadt Calvins und des Völkerbundes 2600 Männer ihre Unterschrift unter ein solches Begehren zu setzen wagten. Was soll man dazu sagen? Haben diese Männer nicht auch Mütter, Schwestern, Gattinnen? Und trotzdem verlangen sie die Fortsetzung dieser satanischen Entwürdigung der Frau! Und wir müssen uns ja sagen, dass die Gesinnung eines grossen Teils der Männerwelt, die in dieser schändlichen Initiative zum Ausdruck kommt, auch der übrigen Schweiz nicht fremd ist. Welche Höllensümpfe breiten sich noch in einem Volke aus, das sich so gern ein freies nennt! Um vom Christentum zu schweigen. Wann wird endlich das verzehrende Feuer auch in diese Höllensümpfe fahren?

Mütter- und Kinderheim Hohmaad. Zu den unglücklichsten der Menschen gehören junge Frauen, die ohne die Ehe Mutter geworden sind oder werden sollen. Unselig werden sie vollends, wenn sie das Kind nicht annehmen, wenn sie zu jenem Mittel greifen, das ihnen heute so nahe gelegt wird. Aber wenn sie es verschmähen, dann ist ihr Weg oft furchtbar, inmitten einer pharisäischen Gesellschaft, die es nicht etwa mit der Sünde selbst ernst nimmt, wohl aber ihre Opfer der Not und Verachtung preisgibt, und dieser Weg führt darum oft genug in den freiwilligen Tod. Solchen Frauen die Hand zu reichen, ihnen Mut zum Kind, zu sich selbst, zum Leben zu machen, gehört darum zum Notwendigsten und Wertvollsten, was es heute zu tun gibt. Wer es tut, hilft die Quellen des Lebens wieder heilig machen und heilig halten. Sehr, sehr oberflächlich wäre die Meinung, die man etwa in frommen und „tugendhaften“ Kreisen antreffen kann, dass man damit den Weg der Sünde zu leicht mache. Nein, den macht man sich heute auf andere Weise leicht; auf jene Art aber macht man einer Frau den Weg zunächst schwer, weil verantwortungsvoll, aber freilich, wenn sie ihn wirklich geht, gesegnet.

Eine solche Arbeit tut das Heim H o h m a a d bei T h u n, das von Frau Dr. H o r b e r geleitet wird. Seit zweieinhalb Jahren ist es am Werke. Etwa fünfzig Mütter und neunzig Kinder haben bei ihm eine Zuflucht gefunden, bis ihr Weg sie weiter führen konnte. Es sind allerdings nicht die ökonomisch allerärmsten der Frauen, um die es sich dabei handelt; für solche ist in dieser Beziehung eher besser gesorgt, als für die Töchter der „oberen“ Schichten, auf die der Bann der Schande und Aechtung noch viel schwerer fällt. Die Notwendigkeit des Werkes ist klar erwiesen. Aber seine Anforderungen übersteigen die Kraft eines Einzelnen. Darum möchte die Gründerin es zu einer Stiftung umwandeln, und in dieser Form ihm weiter ihre Kraft widmen. Sie bedarf dafür grosser Geldmittel. Werden sich Menschen finden, die ihr helfen? Es wäre sehr, sehr schade, wenn das nicht der Fall wäre. Denn nochmals: hier handelt es sich um die letzten heiligen Grundlagen des Lebens.

Nähere Auskunft gibt gerne die Redaktion oder auch Frau Dr. Horber.

C a s o j a, Valbella, ob Chur, Kt. Graubünden. Kurse für Mädchen auf hauswirtschaftlicher Grundlage, vom 11. April bis 4. Juli 1926, und vom 26. September bis 19. Dezember 1926. In den Kursen können 20—24 Mädchen vom 16. Altersjahre an aufgenommen werden. Das Kostgeld beträgt Fr. 120.— pro Monat, es kann teilweise oder ganz erlassen werden.

Die Kurse bezwecken, Mädchen in die praktischen Hausarbeiten einzuführen, sie sollen aber auch zugleich die Mädchen auf ihre Aufgabe in der Familie und im öffentlichen Leben hinweisen und ihr Verantwortungsgefühl gegenüber ihren Mitmenschen wecken.

Die praktischen Hausarbeiten umfassen: Kochen, Zimmermachen, Waschen, Bügeln, Putzen. Die Mädchen verrichten alle Hausarbeiten zusammen mit hauswirtschaftlichen Leiterinnen. Ferner erhalten die Mädchen Anleitung im Flicken, Kleidermachen, Handarbeiten und Handfertigkeit.

Eine diplomierte Krankenschwester erteilt Unterricht in häuslicher Krankenpflege (mit praktischen Uebungen), Hygiene und Säuglingspflege.

Als theoretische Kurse sind vorgesehen (täglich eine Stunde) Haushaltungskunde, Besprechungsstunden, Thema: Leben und Werke von Pestalozzi, Bürgerkunde, Erziehungsfragen.

Den Mädchen wird genügend Freizeit zum Wandern, Ruhen und Spielen gewährt. An den Abenden wird gelesen, gespielt, gesungen und gearbeitet und aus der Bündnergeschichte erzählt. Mädchen, die nicht den ganzen Kurs besuchen können, werden, wenn Platz, auch für kürzere Zeit aufgenommen.

Anmeldungen sind bis spätestens 20. März und 2. September an Fräulein Milly Grob, Gartenhofstrasse 1, (Telephon Selnau 7753) oder an Fräulein Gertrud Ruegg, Casoja, Valbella, zu richten.

Während den Kursen werden auch Mädchen aufgenommen, die gerne geistige Anregung hätten und für sich arbeiten möchten. Die Mädchen für diese Gruppen müssen das 18. Altersjahr zurückgelegt haben. Das Kostgeld beträgt Fr. 120.— pro Monat, es kann teilweise oder ganz erlassen werden. Die Mädchen können bei allen vorkommenden Arbeiten in Haus und Küche mithelfen und erhalten auch Anleitung in weiblichen Handarbeiten und Handfertigkeit. Die Mädchen machen sich selbst ihren Arbeitsplan und arbeiten in freier Gemeinschaft. Sie sind verpflichtet, ihre Zimmer selbst zu machen und bei gemeinsamen Arbeiten im Hause zu helfen. Die Mädchen besuchen die theoretischen Stunden: Bürgerkunde, Pestalozzis Leben und Werke, Bündner-Geschichte oder Erziehungsfragen. Häusliche Krankenpflege und Haushaltungskunde sind fakultativ.

Ferner bilden die Mädchen eine kleine Arbeitsgruppe, in der sie selbständige Arbeiten machen, die gemeinsam besprochen werden. Vorgesehen sind: Lesen von Dramen oder Einführung in Leben und Werke eines Dichters oder Schriftstellers, oder Abschnitte aus der Geschichte, oder Einführung in Probleme der Frauenbewegung, oder soziale Fragen etc. Die Arbeitsgruppe wählt das zu behandelnde Thema mit der Gruppenleiterin bei Beginn des Kurses

Casoja ist das Ferienhaus des Mädchenklub Gartenhof und steht das ganze Jahr jungen Mädchen zum Ferienaufenthalt zur Verfügung. Ferienmädchen können an den Stunden der Kurse teilnehmen, wenn sie Lust haben. Im Sommer finden während 2 Monaten Ferienkurse von der Dauer je einer Woche statt.

Auskunft erteilt: Fräulein Milly Grob, Gartenhofstrasse 1, Zürich 4.

Bern. Zusammenkunft der Freunde der „Neuen Wege“, Sonntag, den 21. Februar, abends 8 Uhr, im Volkshaus, Grüner Saal (Hoteleingang).

Vortrag von Frau Dora Staudinger aus Zürich über: „Das Leben und Wirken Mathilde Wredes als Beispiel zur Verwirklichung eines religiösen Sozialismus.“



Vorläufige Anzeigen.

Im folgenden sollen wieder einige Bücher vorläufig angezeigt werden, damit unsere Leser sie zunächst einmal kennen lernen, aber in der Meinung, dass sie eine ausführliche Besprechung verdienen und wenn irgend möglich auch bei uns erhalten sollen.

1. **Julie Schlosser:** Vom inneren Licht. (Die Quäker.) Furche-Verlag, Berlin, 1926.

Mit diesem Werke ist uns das gegeben, was wir schon lange brauchen: das Buch über die Quäker für jedermann. Es ist ein gutes Zusammentreffen, dass wir es gerade jetzt anzeigen dürfen, wo wir in den „Neuen Wegen“ endlich dazu kommen, ausführlicher von diesen Menschen zu reden, die mit ihrem Wesen und Wollen uns in wichtigen Dingen so nahe stehen. (In den ersten Nummern dieses Jahrgangs soll ein zweiter grösserer Aufsatz über sie von Willi Kobe erscheinen.) Das Buch über die Quäker für jedermann nenne ich es, einmal, weil es in deutscher Sprache, sodann weil es einfach, ohne gelehrten Stil und Ballast, geschrieben ist und endlich, weil es alles enthält, was von